

Thomas Binotto

Kopfstand

*Aus meiner Beziehungskiste
mit Gott*

Paulus



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

© Paulusverlag, Einsiedeln/Schweiz 2020

Alle Rechte vorbehalten

www.paulusverlag.ch

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © beastfromeast/GettyImages

Vignetten: Elisabeth Binotto

Satz: Newgen Publishing Europe

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7228-0930-4

Inhalt

Einführung: Das Licht kommt von aussen	7
Am Anfang ist das Wort	10
Beziehungskrise auf höchster Ebene	21
Es menscht in der Bibel	44
Jesses, Maria und Josef	68
Kleine Kirchenfluchten	85
Schlimme Wörter	107
Auf dem Kopf stehend betrachtet	124
Bitte recht unstreng!	145
In Feierlaune	161



Einführung: Das Licht kommt von aussen

Woher kommt eigentlich das Licht, das unsere Kirchenfenster zum Leuchten bringt? – Ich musste fünfzig Jahre alt werden, bis mir in dieser Frage ein Licht aufgegangen ist.

Von ganz «konservativ» bis ganz «progressiv» wird immer wieder betont, wie entscheidend eine glaubwürdige Ausstrahlung der Kirche sei. Das ist eine sehr egozentrische Sicht, die ganz selbstverständlich annimmt, dass die Kirche Hüterin des Lichts ist. Sinnbild dafür ist das ewige Licht im Altarraum.

Der Ansichtswechsel, den ausgerechnet Kirchenfenster bei mir provoziert haben, ist heilsam, weil er diese Egozentrik aufbricht. Das Licht, das unsere Kirchenräume zum Strahlen bringt, womöglich und hoffentlich in allen Farben des Regenbogens, dieses Licht kommt von aussen. Nicht wir erleuchten die Welt. Die Welt erleuchtet uns!

Wir müssen uns deshalb viel intensiver mit Einstrahlung anstatt mit Ausstrahlung beschäftigen. Wir sollten uns nicht mehr so selbstbezogen fragen, welches Bild wir in der Welt abgeben.

Wenn wir uns aus dieser Selbstfixierung lösen – als Mensch genauso wie als Kirche – dann werden wir aus der Abschottung befreit, dann wird sich unser Horizont weiten, dann werden wir demjenigen begegnen, der von sich sagt, er sei das Licht der Welt.

Das predigen wir Christen zwar schon seit Jahrhunderten. Ich habe allerdings den Eindruck, dass wir dabei

selten an uns selbst denken. Wir predigen die Allgegenwart Gottes, aber glauben nicht wirklich daran.

Sollten wir wirklich daran glauben, was würden wir dann wohl in der Welt da draussen entdecken? – Genau!

Er, der von aussen in unsere Kirchen leuchtet, ist derselbe, den wir im ewigen Licht festzuhalten versuchen. Aber er lässt sich nicht festhalten, er leuchtet immer und überall, wo er will.

Für mich ist dieser Perspektivenwechsel eine unglaublich befreiende Sicht auf meinen Glauben. Er ist tägliche Kopfstandübung, die mich immer wieder erdet.

«Da draussen» herrscht nicht das Dunkel. Da draussen ist das Licht. Und so begegne ich dem Licht an Orten, die mit dem Etikett «Christentum» ein anderes oder auch gar kein Standortmarketing betreiben.

Viele Jahre war ich überzeugt, kein spiritueller Mensch zu sein. Im Religionsunterricht wurde vom Gespräch mit Gott geschwärmt. Aber mit mir hat er nie geredet. An Einkehrtagen konnte ich über die spektakulären Erfahrungen der anderen nur staunen. Und wenn Spiritualität gelehrt wurde, fühlte ich mich zum Leistungssport genötigt. Je spiritueller es wurde, desto stärker empfand ich mich selbst ohne jede Tiefe. Oder ich machte mich lustig über all jene, die ich einen halben Meter über Boden schweben sah.

Mein Glaubensleben war zwar in meinem Alltag integriert, aber dermassen unspektakulär, dass ich mich wahlweise fragte: Fehlt dir die Begabung zur Spiritualität? Oder der Mut zur Tiefe? Oder die Disziplin zum Training?

Irgendwann fiel mir auf, dass selbst das intensivste spirituelle Programm keine besseren Menschen hervorbringt.

Ich bin selbstverliebten Zen-Meistern begegnet, rastlosen Mönchen und schlecht gelaunten Wallfahrern. Und ich bin vorbildlichen Menschen begegnet, die nie ein Wort über Spiritualität verloren hätten und mit mir nicht einmal meinen Glauben teilten. Das hat mich beruhigt, weil es mir den Druck nahm.

Schliesslich habe ich Gilbert Keith Chesterton und Meister Eckhart entdeckt, und dank ihnen meine eigene Spiritualität. Mir wurde bewusst, dass der Raum meiner Spiritualität die Arbeit mit und an der Sprache ist. Dass im Schreiben meine spirituellen Exerzitien stattfinden. Dass ich in meinem kindlichen Gwunder und meinem ewigen Fröglialter ein Gespräch mit Gott führe. Irgendwann entdeckte ich mich selbst als spirituellen Menschen – nur halt auf meine ganz eigene Weise, die sich nicht zertifizieren lässt.

Heute bin ich deshalb überzeugt, dass jeder Mensch seine spirituelle Begabung hat. Nur zeigt sich diese häufig nicht an den Orten, wo wir sie erwarten, und auch nicht so sensationell wie oft behauptet.

Dem göttlichen Licht in der Welt nachzugehen ist eine Reise, die mich seit meiner Kindheit fasziniert. Eine immerwährende Suche, weil ich dieses Licht nie in den Griff kriegen werde.

Und deshalb auch ein Abenteuer ohne Ende – mit immer neuen, hoffnungsvoll einleuchtenden Anfängen.



Am Anfang ist das Wort

Wir stammeln davon, wie uns die Liebe sprachlos macht.

Wir erklären Geheimnisse, für die uns die Worte fehlen.

Wir beschreiben einen unaussprechlichen Gott.

Und damit stecken wir in einem ewigen Paradox. Ausgerechnet die Sprache führt uns zielstrebig in die Sprachverwirrung und schliesslich in die Sprachlosigkeit.

Wenn wir das Gefühl haben, endlich die richtige Sprache gefunden zu haben, entgleitet uns das einzig treffende Wort schon wieder. Wer die Sprache zwingt, der wird sie verlieren. Wir bleiben Suchende, die wortreich beschreiben, wofür uns die Worte fehlen.



Jesus bohrt dünne Bretter

Mit Kolumne bezeichnet man eine Zeitungsspalte. Aus zuverlässiger Quelle wurde mir zugetragen, dass sich so mancher Bischof und Theologe mit dieser Kurzform nicht anfreunden kann. In so wenigen Worten könne man nichts Gescheites sagen, lautet ihr Verdikt.

Das betrübt selbstverständlich meine Kolumnisten-Seele, und so wende ich mich zwecks Tröstung an höhere Stelle, an Jesus selbst. Und siehe, da steht geschrieben: Das «Gleichnis vom barmherzigen Samariter» dauert 1584 Zeichen.

«Der verlorene Sohn» fesselt mich epische 2715 Zeichen lang. Die «Bergpredigt» bei Lukas umfasst schon 4070 Zeichen und in der Langversion von Matthäus sogar 12'831 Zeichen.

Damit würde es Jesus auf immerhin drei Seiten bringen – samt reisserischem Titel, verführerischem Vorspann und anschaulichen Bildern.

Soll mich diese Rechnerei am Ende zur Erkenntnis führen, dass Jesus zeitlebens nie etwas Gescheites gesagt hat? Dass er ein klassischer Dünnbrettbohrer war? Ist die ganze theologische Literatur nichts weiter als ein verzweifelter Versuch, oberflächliches Kurzfutter doch noch auf Brauchbarkeit zu strecken?

Vollends dramatisch ist das Ergebnis nämlich beim «Vater unser»: Selbst in der verlängerten Form bringt es unser Grundgebet auf ganze 370 Zeichen.

Ich glaube immer dem am bereitwilligsten, der mich bestätigt. Also halte ich mich weiterhin an Jesus und sein Beispiel. Und den kolumnophoben Theologen kann ich immerhin Bescheidenheit attestieren. Denn wie heisst es doch bei Matthäus 7,28 im Anschluss an die Kurzpredigt auf dem Berge: «Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der göttliche Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten.»



Erzählen statt schreiben

Ein einziges Mal wird überliefert, dass Jesus geschrieben hat: «Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde», heisst es im Johannes-Evangelium (Kapitel 8,6).

Diese Stelle ist nicht zufällig eine Ausnahme geblieben, denn Jesus war kein Schreiber, sondern ein Erzähler. Er hat kein einziges Buch hinterlassen, keine Briefe, nicht den kleinsten Papyrusfetzen. Aber er hat erzählt: Von Weinbauern, Hochzeitsgesellschaften, treuen und untreuen Verwaltern, von Menschen, die unter die Räuber fielen, vom Häuserbau, vom Säen, vom verlorenen Sohn und vom Ernten.

Jesus hat gepredigt, diskutiert, gebetet und manchmal auch geklagt, aber er hat sich nie zum Schreiben zurückgezogen.

Vielleicht ist die zitierte Stelle im Johannes-Evangelium viel grundsätzlicher zu verstehen, als wir es vermuten. Jene Erde, in die er schreibt und die uns zunächst als allzu flüchtiges Medium erscheint, ist genau jener Ort, an dem Jesus seine Spuren hinterlassen will. Er schreibt direkt in die Schöpfung und verändert damit deren Antlitz für immer.

Oft wird das Christentum zu den Buchreligionen gezählt, weil es mit der Bibel ein heiliges Buch kennt. Und die gute Botschaft wird uns ja tatsächlich durch die Evangelien, also durch Schriften, vermittelt. Aber am Anfang stand dennoch nicht das Schreiben, sondern das Erzählen; nicht der Buchstabe, sondern das Wort.

Das sollten wir uns zu Herzen nehmen und wieder lernen, überzeugende Erzähler des Glaubens zu sein. Erzählen geht allerdings nur, wenn man ein Gegenüber hat. Man erzählt immer jemandem. Und weil ohne das Gegenüber der Erzählfluss versiegt, muss man auf dieses Gegenüber eingehen. Das heisst, man muss es mit seiner Erzählung erreichen. Und weil man sein Gegenüber erreichen will, muss man so erzählen, dass man es auch erreichen kann, also verständlich, spannend, einprägsam, faszinierend.

Wenn das gelingt, geschieht allerdings etwas höchst Gefährliches und Folgenreiches. Dann nämlich werden beide – Erzähler wie Zuhörer – selbst zu einem Teil der Erzählung. Dann zieht diese uns rein.

Ob wir bloss versierte oder vielleicht doch glaubwürdige Erzähler sind, hängt davon ab, wie ehrlich wir es mit dem Erzählen meinen. Denn ob wir glaubwürdig sind oder nicht, das entdecken Zuhörer früher oder später immer. Nicht selten können sie uns das Lippenbekenntnis bereits von den Lippen ablesen.

Ein wahrhaft guter Erzähler, der sich nicht nur mit rhetorischen Mätzchen durchmogelt, der öffnet sich zwangsläufig. Er gibt etwas von sich selbst preis und macht sich damit verletzlich.

Als Erzähler ist Jesus zugleich Meister und Vorbild. Er hat auf das Beispiel vertraut – und Beispiel bedeutet wörtlich übersetzt nichts anderes als «nebenbei Erzähltes».

In keiner einzigen Schrift hat Jesus mit göttlicher Autorität die definitive Definition geliefert. Und er hat auch

die Apostel nirgends aufgefordert, seine Lehre schriftlich festzuhalten. Er wusste, dass das gesprochene Wort viel stärker und unvergänglicher wirkt als das geschriebene, und hat so mit dem scheinbar flüchtigsten Medium die Welt verändert.

Wenn wir ihm also nachfolgen wollen, dann müssen wir nicht Buch, sondern Wort werden.



Poesie statt Papier

Es gibt Gedichtzeilen, die muss man nicht erklären, auch wenn sie vor bald vierhundert Jahren geschrieben wurden. «O Heiland, reiss die Himmel auf» gehört dazu.

Was der Jesuit Friedrich von Spee damit ausdrücken wollte, verstehen wir auch heute noch ohne jede Gebrauchsanweisung.

Und Spee löst mit seinen kraftvollen Worten nicht etwa eine theoretische Gedankenkette aus. Nein, er provoziert ganz bewusst ein packendes Bild, eine geradezu greifbare Vision: Vor unserem Auge ersteht ein Jesus, der Gott und den Himmel schwungvoll von ihrer Entrückung erlöst.

Das Verschwinden des Lateins aus dem Gottesdienst wird von manchen Kritikern als grosser Verlust beklagt, weil an seine Stelle kraftloses Deutsch getreten sei.

Mit Verlaub: Der Sprache kann man in dieser Hinsicht gar keinen Vorwurf machen. Wenn jemand an einem kraftlosen Deutsch schuld ist, dann doch wohl immer ein unbedarfter Dichter.

Wer bitte vermisst in Friedrich von Spees Liedern das Latein? Wer käme auf die Idee, zu behaupten, die deutsche Lyrik sei der lateinischen Lyrik grundsätzlich unterlegen?

Das Geheimnis der Poesie ist stets dasselbe, egal welcher Sprache sie sich gerade bedient. Poesie pflegt die Kunst der bildhaften Sprache. Sie arbeitet zwar mit

Buchstaben und Wörtern, aber diese sind letztlich bloss Werkzeug.

Echte Poesie spricht in Bildern. Dazu braucht es Mut, denn Bilder erscheinen zunächst klar und sind doch immer geheimnisvoll. Bilder führen ein Eigenleben, das sich nicht in Definitionen pressen lässt. Bilder entstehen im Auge des Betrachters. Und Bilder können überwältigen, weil unsere Gefühle schneller reagieren als der Intellekt.

Es ist bestimmt kein Zufall, dass in der Theologiegeschichte immer wieder um Bilder gerungen und gekämpft wurde. Und dennoch ist man von den Bildern nie losgekommen, selbst wenn man noch so sehr dagegen angestürmt ist. Letztlich waren Bilder stets einflussreicher und wirkungsmächtiger als sämtliche Definitionen. Da Vinci hat uns mit seiner Vision des Letzten Abendmahls viel stärker geprägt als tausend hochgelehrte differenzierte Abhandlungen. Ohne Bilder geht in der Religion seit jeher gar nichts.

Auch Jesus hat nicht mit theologischen Abhandlungen, sondern mit Bildern gelehrt. Weil seine Bilder so verständlich, so anschaulich, so griffig waren, deshalb und nur deshalb sind sie uns in Erinnerung geblieben.

Das Senfkorn, der Verletzte am Wegrand, die Lilien auf dem Felde, die vergrabenen Talente...

Weshalb weiss noch heute jeder Mensch, was es bedeutet, sein Haus auf Sand zu bauen, selbst wenn er keine Ahnung hat, dass Jesus dieses Bild verwendet?

In Anlehnung an eine Aussage von Karl Rahner werde ich auch gegenüber der Theologie und der Liturgie immer wieder darauf beharren: Entweder ist die Sprache des Glaubens eine poetische – oder der Glaube wird sprachlos.

Wenn wir keine bildhafte religiöse Sprache finden, dann wird aus dem Reich Gottes ein papierener Verkündzettel. Wir sollten also viel mehr dichten und viel weniger erklären. Damit aus theoretischer Soteriologie endlich wieder ein zupackender Heiland wird, der die Himmel aufreisst.



Fortsetzung folgt...

Im Gottesdienst werden wir oft mit prickelnden Cliffhangern belohnt. Nur kriegen wir das selten mit.

Cliffhanger sind in Serien jene Momente, in denen der Held scheinbar rettungslos in der Steilwand hängt und weder vorwärts noch rückwärts kann. Während ihn allmählich die Kräfte verlassen, ist die Folge zu Ende – und so sicher wie das Amen in der Kirche werden wir beim nächsten Mal wieder einschalten.

Genau diese Spannungsdramaturgie sieht die sonntägliche Leseordnung für den 3. Sonntag im Jahreskreis Ende Januar vor. Im Lesejahr C wird dann jeweils ein Abschnitt aus dem Lukas-Evangelium verlesen.

Dieser beginnt zunächst recht harmlos: Jesus kehrt als junger Mann, dem bereits der Ruf eines Wundertäters vorausseilt, in seine Heimatstadt Nazaret zurück. Er geht dort wie gewohnt in die Synagoge, und als er an die Reihe kommt, aus der Schrift vorzulesen, schlägt er das Buch des Propheten Jesaja auf: «Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.»

So weit, so traditionell. Dann aber erklärt Jesus schlicht und umwerfend: «Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.»